

„Gita, wie kommt du darauf, den Namen dieses Menschen zu nennen? Du weißt, wir waren übereingekommen, seiner wenigstens nicht mehr mit Worten zu gedenken.“

„Berthe, Mama, aber Angelica sagte mir soeben, daß Don Warento nahe an uns vorbeigefahren.“

Die Baronin erbleichte, aber sie sogte sich schnell und sagte: „Du hast dich ganz gewiß geirrt, Angelica! Hier unter den dünnen Heiderdorn der Italiener giebt es manches, das dem des Gewissenlosen ähnlich sieht!“

„Mein, mein, Mama, — es war nicht nur eine Neugierlichkeit, die mich täuschte, — Alfonso —“

Die Baronin machte eine stolze, abwehrende Handbewegung. „Kein Wort weiter, Kind, ich bitte dich! Erweise dem ehrlosen Wicht nicht noch die Ehre, von ihm zu sprechen, — an ihn zu denken.“

„Aber, Mama, — kann ich denn meinen Erinnerungen gedenken?“ schlochte Angelica auf. „O, Mama, und ist es denn nicht möglich, daß Alfonso wirklich triftige Gründe gehabt hat, noch im letzten Augenblick zurückzutreten?“

Die Baronin suchte die Aehneln, — dann sagte sie schneidend: „Gewiß, — er wird erfahren haben, daß seine Braut im Verhältnis zu den fast märchenhaften Reichthümern, über die er verfügt, nur — ein armes Mädchen ist.“

„Mama, — nein, nein, solche Motive darfst du der Handlungsweise Alfonso's nicht unterlegen!“

Die Baronin hatte sich zornig aufgerichtet. Senst eine so nachsichtige, sanfte Mutter, zeigte sie jetzt nichts als Strenge. Ueber all ihrer Herzensfülle besaß die Baronin auch in hohem Grade Adel's- und Familienstolz. So konnte sie es nicht verwinden, daß dieser landfremde Mann — dieser Spanier Warento, dem sie im Grunde genommen doch nur ungern die Hand ihrer Tochter bewilligt hatte, — den vornehmen Namen der Rile von Gergenstein, — der Staabens in aller Munde gebracht.

„Ich muß dich bitten, Angelica,“ sagte sie in ungewohnt scharfem Ton, „und wenn du es nicht anders willst, dir beschließen, diese Angelegenheit für vollständig erledigt zu betrachten, mir gegenüber wenigstens. Ich bemerke dir aber auch zugleich, daß ich an deiner Stelle, das heißt, wenn ich durch einen Mann so bespottet worden wäre wie du, diesen Mann tödten würde — aus Grund meiner Seele, denn —“

Der Frau Augen hatten erstarrt an dem Munde der erregten Frau geblieben. Jetzt aber legte sie bittend ihre Hand auf die Schulter der Baronin, und es lang fast trübend, als das alte Fräulein mit Thränen im Auge flüsterte:

„O, Frau Baronin, seien Sie nicht so hart! Ach, das Leben mit seinen Erprobungen hat Sie nur vergriffen lassen, wie Sie in der Jugend empfunden.“

„Meinen Sie?“ sagte die Baronin; aber schon klang die innere Befürchtung durch ihre Stimme. Dann stieß sie sich mit der Hand über das heiße Gesicht, und schiel auf ein anderes Gesprächsthema übergehend, verdrängte sie auch die Gedanken ihrer Begleiterinnen in ein anderes Gesetze zu bringen.

„Es wahrte ja auch nicht mehr lange, so war die Villa erreicht. Aber noch stundenlang konnten heute Vorübergehende

die kleine Familie unter den Myrthen- und Verbenaebäumen sitzen sehen, die um das städtische Gebäude angefaßt waren. Und als man sich endlich doch genöthigt sah, in das Haus zu gehen, blieben trotzdem zwei Fenster desselben fast die ganze Nacht hindurch erhell.

Hinter ihnen aber ging rucklos eine kleine, zierliche Frauengestalt auf und nieder. Votte Grönding hatte es nicht vermocht, sich auf Geheiß der Baronin zu Bette zu legen. — O, in der Seele des alten Fräuleins fürmte es ja, — und um so heftiger, als sie niemandem offenbaren durfte, konnte, wie es in ihrem Innern aufstob. So war sie stundenlang ohne Rast und Ruhe auf und nieder gegangen. Endlich aber füllte sie ihre Gliedmaßen ermüdet und ließ sich am geöffneten Fenster nieder.

Des Mondes helle Scheibe blinnte mit mildem Goldglanz durch die Baumwipfel in das Gemach der Einsamen und erleuchtete draußen Busch, Strauch und Bäume.

„Wie schön, — wie schön,“ flüsterte Votte und blickte hinaus in die märchenhaft holde, nächtliche Natur, „und dabei doch zu wissen —!“ Sie presste die Hand auf die stürmlich wogende Brust. Ihre Augen schlossen sich unwillkürlich, als wenn sie Gedanken Andring gelte wollte, die nichts gemein hatten mit dieser wunderbaren italienischen Landschaft.

Weit, weit zurück führten sie diese Gedanken: Sie sah sich als kleines Kind in einer arniseigen Häuslichkeit, bei einer alten, häßlichen Frau, die sie schling und misshandelte der geringfügigsten Vergehen halber, und welche ihr alle, alle Tage sagte, daß sie das Gnadensbrod bei ihr äße und nichts weiter sei als das Kind einer elenden Landstreicherin, einer Verlorenen, — Verkommenen. Eines Morgens aber erbob die Alte sich nicht von ihrem Lager, rief sie die kleine Carlotta nicht in barockem, herrlichen Ton aus dem Schlaf, damit sie Feuer anmache und Wasser vom Brunnen hole, trotzdem die Händchen des Kindes das große Gefäß faum zu halten vermochten. Als aber die Kleine sich nun ungerne erbob, fand sie ihre Peinigerin starr und todt im Bette liegen. Die kleine Carlotta konnte nicht weinen angesichts dieser Leide. Mit ihren fünf Jahren hoffte sie doch schon auf eine bessere Zukunft; aber noch wollten die schöneren Tage nicht kommen für das verlassene Weibchen. In der neuen Pflanzung, die sie erhielt, fand sie auch eine neue Peinigerin. Wie aber auch diese starb, gab man das unglückliche Weibchen in einen Dien, in welchem Carlotta freilich weniger Schläge und weniger Bißse erhielt, dagegen bis in die Nacht hinein arbeiten mußte, um ihre Herrschaft dafür schadlos zu halten, daß sie die kleine Waise nach in die Schule schickten, in der das Kind für ein Wunder von Lernbegier erklärt wurde.

Manches Jahr war so vergangen. Carlotta war jetzt ein erwachsenes Mädchen, dem man lange gesagt hatte, wie seine Mutter im Irrenhause gestorben sei und nun annehmen müsse, daß auf seinem eigenen Dasein ein unerschütterlicher Schandfleck ruhe. Hatte doch Julia Vidua feinerer Begierde befallen, die nachjuckenliebe vermochten, daß sie in einer kirchlich sanctionirten, also legitimen Ehe gelebt, noch vermochte sie die Stadt in England zu nennen, in der sie getraut sein wollte.

Manches Jahr war so vergangen. Carlotta war jetzt ein erwachsenes Mädchen, dem man lange gesagt hatte, wie seine Mutter im Irrenhause gestorben sei und nun annehmen müsse, daß auf seinem eigenen Dasein ein unerschütterlicher Schandfleck ruhe. Hatte doch Julia Vidua feinerer Begierde befallen, die nachjuckenliebe vermochten, daß sie in einer kirchlich sanctionirten, also legitimen Ehe gelebt, noch vermochte sie die Stadt in England zu nennen, in der sie getraut sein wollte.

mannigfaltigen Stoffes und in technisch vollendeter Wiedergabe jene Originale wenigstens im Abbild, wodurch aber so mancher sichändige Leistung anderer besten Meister vorführt ein „Museum gleichsam im kleinen, eine „permanente Ausstellungsstellung“ am traumlichen Familienstisch. Die erste Väterung des in Grächenheim begriffenen zehnten Bandes der „Meisterwerke der Holzschnedekunst“ ist jedoch zur Ausgabe gelangt und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Das humoristische Deutschland, das in ihrer Art einige Monatshefte von Julius Streckheim (Wreslau, Schöpfung), bietet mit ihrem Inhalt und ihrer vornehmlichen Ausrichtung das Bild einer ruffen fortwährenden Unternehmung, deren Erfolg ein wohlbedeutender ist. Das eben erscheinende Jahrbuch liefert wieder eine große Anzahl überaus unterhaltender Bulettes, deren lebenswürdiger Vortrag auch den verwöhnten Leser erfreuen wird. Eine Novelle von Brocner: Alma und Mater, die den Roman eines durch die Liebe befallenen Weibes erzählt, eröffnet das Werk, eine zweite Novelle von Leter. Das letzte Heft, schließt das gewagte Experiment einer Dame von Welt, die, um ihren Vater auf die Probe zu stellen, sich durch ein Kammermädchen vertreten läßt. Eine dritte Novelle: Die Waise, von Mochow, weiß von den Gefahren zu sagen, welchen eine Wittlerin ausgesetzt ist, die den Gatten einer schwärzlichen Frau heirathet. Rahmud und Mayr giebt ein Heft, das wiederum sich mit zwei Schwiegermüttern gut leben läßt.

Dazwischen finden sich prächtige humoristische Gedichte von Decker, Hermann, von Voss, Niedmann, Kitten, und reizende Landereien in Prosa von Reichardt, Wastz, Stelzner, Roderich, Widmann und Nemer. Julius Streckheim läßt seinen Prüfer Wippen wieder eine Reihe köstlicher Vorträge vortragen und liefert alsdann eine Parodie der Neujahrswünsche, die in diesen Tagen mit besonderem Verlangen gelesen werden wird. Glühbilder schließen das Werk ab, das, wie dieses Jahrbuchverzeichniß zeigt, selbst einem flüchtigen Leser Unterhaltung für viele Stunden bietet. Die Illustrationen sind geschmackvoll und lustig. Sämmtliche Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen zum Preise von 3 M. pro Quartal auf diese beliebte und weitverbreitete Zeitschrift entgegen.

Neelles Heirathsgeluch. In der Zeitschrift von D. Duncker. Mit 15 Illustrationen von Friedr. Stahl (1 M.) Verloren von Karl Kallbe in zwei Acten. Zwei Heirathsgeluch. Romeo pflegt nicht sehr bei der Theilung der Zeitung, die dem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts die Welt bedeutet, dem weiblichen Theil der Familie des Ammeublenbalt als die feineren Gebirgsgeographie entsprechende Vektüre überlassen zu werden! Wie wenig doch die Leute zu lesen verstehen — wie den berühmten Herrn uns volle Menschenleben in ihm versteht wie die Verwirrer der Ammeublenbalt, der hat an allen sechs Fingern einen Roman. Und nicht das hierzu vor allem verpöbelte „neelle Heirathsgeluch“, auch der entlaufene Wops, die Stadt, die einen

häufig und ertragreich sind, wie die aus ganzen Kartoffeln entzogenen. Was ein Futter durch die Theilung gewonnen wird, geht also an Ertrag der Kartoffeln reichlich verloren. Es sollte deshalb nie ohne Noth eine Theilung der Saatkartoffeln vorgenommen werden, höchstens ist das zulässig bei länglichen Kartoffeln, die die Augen an einer Seite haben, aber auch bei solchen Saatkartoffeln unterbleibt das Theilen besser.

Wissige Werke.

Um den Viechen das Weiden abzugeben, wird neuerdings eine Mischung von Kupfervitriol und Salmiakgeist empfohlen. Zu diesem Zweck soll man ein kuhgrößen Stück blauen Vitriols in einer weinlofen Wasser auflösen, und so viel Salmiakgeist zusetzen, bis die Flüssigkeit vollkommen klar erbleibt. Dann soll man einen gut ausgewaschen Schwamm nehmen, ihn erst in Wasser auflösen, ausdrücken und hernach mit der oben beschriebenen Mischung tränken. Dieser Schwamm ist nun einem vorn abgerundeten Weisheit zu stecken, doch so, daß er leicht abgeht, dann soll man sich dem beizenden Weide nähern, und ihm, sowie es das Maul zum Weg öffnet, den Saft mit dem darauffolgenden Schwamme möglichst tief hineinlösen, darauf den Saft zurückziehen, jedoch der Schwamm im Munde bleibt. Der widrige Geruch des Vitriols und des Weiden des Salmiakgeistes im Munde sollen das Viech für immer von feiner Weide fernhalten. Das Mittel löst heiser und ungeschicklich sein als das sonst übliche, welches darin besteht, das Viech in heiße Teufelungen weiden zu lassen, was nicht ohne Gefahr ist. Viech können durch den Saft Verletzungen herbeigeführt werden, und auch der Salmiakgeist kann eine Entzündung des Gaumens und der Zunge hervorrufen. Th.

Verabreichung von Heu an Schweine.

Für gewöhnlich wird sich jeder Landwirth hüten, seine Schweine mit Heu zu füttern, weil die Nährstoffe des Heu's ihrem vollen Werthe nach von dem Schweine nicht ausgenutzt werden, und auch schon, weil die Schweine das Heu nicht gern nehmen. Zudem ist es durchaus verfehlt zu glauben, daß den Schweinen das Heu schädlich ist, es grebt Gegenden, in denen, wie z. B. in Franken, den Schweinen allgemein geschmittenes Heu gereicht wird, bei dem sie ganz gut gedeihen. Wenn man daher den Schweinen nicht regelmäßig Heu verabreicht, so liegt das zur Hauptursache daran, daß die Verwitterung von Heu an die Schweine eine wirtschaftliche Verabreichung wäre, auch man eben die Schweine billiger erziehen und das Heu vortheilhafter zur Verabreichung an Kühe, Viehe und Schafe benutzen kann. Dagegen leidet das Heu bei Veranwendungungen den Schweinen gute Dienste, und sollte deshalb beim Verbrauch werden, wie es ein dialektisches Nahrungsmittel ist, wie es oft und so namentlich auch bei Lammungs- erdennungen gegeben werden muß. Am besten wird das Heu dann geschmitten und mit anderen Nahrungsmitteln gemischt verabreicht.

Ist die Gewinnung großer Hühner Eier vortheilhafter?

Wiesack herricht der Glaube, daß es von Vortheil sei, Hühner zu züchten, die recht große Eier legen, und man findet thatsächlich sehr oft solche mit größeren Stellen angelegte Hühner, die sich durch große Eier auszeichnen. Demgegenüber lohnt es sich nun, zu erörtern, ob denn große Eier wirklich ein Vortheil für den Züchter sind, und es muß gleich vorausgesagt werden, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Namentlich, wo die Eier meist für den Verkauf bestimmt sind, ist die Züchtung von Massen, die große Eier legen, geradezu eine Verwöhnung. Bei uns werden die Eier allgemein nach Zahl verkauft, und wenn auch im Vereine ein Unterchied zwischen groß und klein gemacht wird, so ist dieser Unterchied doch lange nicht bedeutend genug, um die Gewinnung großer Eier vortheilhafter zu machen. Denn naturgemäß hängt die Erzeugung großer Eier mit der Ernährung eng zusammen. Zur Vertheilung des Inhalts eines großen Eies ist eine entsprechende Futtermenge notwendig. Dies wird aber bei dem Verkauf der Eier nicht mitberücksichtigt. Das würde auch nicht gechehen, wenn die Eier, wie mehrfach vorgeschlagen wird, nach Gewicht verkauft werden sollten, ganz abgesehen davon, daß dies schwer durchzuführen ist. Eine Anzahl großer Eier wird allerdings schwerer sein, als eine gleiche Anzahl kleiner, aber bei großen Eiern wiegt verhältnismäßig der Inhalt der Eier, der durch die Fütterung erzielt wird, zu viel im Vergleich zu den Schalen, bei kleineren Eiern hingegen werden die Schalen einen größeren Theil des Gewichts ausmachen, und darum sind solche Eier für den Züchter vortheilhafter. E. G.

Ein Mittel zur Konservierung von Butter.

Ein gewisser Herr Graf's in Verdreeß will ein Mittel entdeckt haben, um Butter in unbegrenzter Zeit und unter den ungünstigsten Verhältnissen frisch zu erhalten, ohne ihren Geschmack und ihren Werth zu beeinträchtigen. Das Mittel ist

Salicylsäure in Verbindung mit Milchöl. Und zwar löst man nach den Angaben des Erfinders in 98 Theilen Zucker 2 Theile Milchöl und zwei zehntausendstel Theile Salicylsäure gelöst werden; man mischt also z. B. in 5 l Wasser 1/2 gr Salicylsäure und 100 gr Milchöl auflösen, um eine richtige Mischung herzustellen, die für die Konservierung von 1 kg Butter ausreicht. In diese Mischung soll nun die Butter gelegt werden und sie soll sich darin beliebig lange Zeit halten. Zweck davon nicht mehr als die angenehme Dehnung Milchöl's verwendet werden; da sonst die Butter einen sauren Geschmack annimmt. Das Mittel ist sehr billig, da die Flüssigkeit immer wieder zur Konservierung der gleichen Menge Butter verwendet werden kann. Ein Versuch ist sicher zu empfehlen, denn wer da weiß, welche Verluste namentlich im Sommer durch das Verderben von Butter entstehen, wird den Werth eines billigen, erprobten Konservierungsmittels zu würdigen wissen. Durch Veruche kann aber leicht festgestellt werden, ob das angegebene Verfahren die gerühmten Vortheile besitzt. R.

Die Seulsans.

In den Heutbeständen und auf den Seulsans kommt oft ein kleines, schwarzes, den Blattläusen ähnliches Thier in großer Anzahl vor. Es ist dies die sogenannte Seulsans (Pocus domestica) ein zu den Solgäulen gehöriges Insekt. Wenn die Gegenwart derselben auch lästig ist, so kann es doch immerhin als ein Uebel angesehen werden, daß das Thier seinen Schaden anrichtet. Es besteht nur die Sengel und die im Saft befindlichen Wülsten, ohne aber an der Quantität und Qualität derselben etwas zu vermindern. Früher glaubte man einmal, in der Seulsans einen großen Schädling erblicken zu müssen, und diese veranlaßte im Jahre 1847 die preussische Regierung, eine eingehende Untersuchung darüber anzustellen, die indeß das Resultat hatte, daß, wie oben schon gesagt, die Unsicherheit des Insekt's erkannt wurde. Seitdem hat man es nicht mehr viel beachtet, da man auch gefunden hat, daß es von selbst wieder verschwindet, wenn es sich auch mitunter in großer Menge zeigt. Ein Mittel zur Vertilgung ist nicht bekannt.

Ein neues Wundheilungsmittel.

Als ein neues, wirksames und billiges Wundheilungsmittel ist das Eisenchlorid auf das Wundmal zu empfehlen. Auf Wunden gebracht, löst es die blutenden Adern in kürzester Zeit und tiefer, und besser, als die bisher meist angewendeten Mittel. Am besten ist Eisenchlorid zu verwenden, wenn Wunde damit getränkt ist, dieselbe wird dann auf die Wunde aufgelegt und abgedrückt. Solche Wunde, die infolge der Tränkung mit Eisenchlorid braunlich anseht, ist in jeder Wunde erfrischend und sollte in keinem Haushalt fehlen. Ihr Vortheil wegen ist sie auch bei den Wunden der Hausstiere zu empfehlen. G.

Sach.

Bearbeitet von E. Schallopp.
Anfang Nr. 281.
Von Joseph Bossart in Prag.
(„Wöchentliche Schachaufgaben“.)

Wels steht an und setzt in 3. Zuge matt. (6+9)



Das Kellner'sche und Soltzien'sche Lupinen-Entbitterungsverfahren nach Versuchen im kgl. Landwirthschaftlichen Institute zu Halle.

Die Lupinen-Entbitterungsfrage ist an dieser Stelle bereits einige Male berührt worden; sie steht in Bezug auf ihre Ausdehnung in neuer Beziehung zu unserer Stadt und dürfte vielleicht schon deshalb ein Interesse seitens der Leser dieses Blattes für sich in Anspruch nehmen.

Die Körner aller Lupinenarten besitzen, wie man sich leicht überzeugen kann, einen unangenehmen bitteren Geschmack, der diese sehr nahrhafte Feldfrucht für den Menschen gänzlich ungenießbar macht und sie auch als thierisches Futtermittel ungenügend einfränkt; eine Zutatade, die um so bedauerlicher ist, als die Lupine den "Korn des Sandbodens" bildet.

Witkin lag der Gedanke nahe, die Lupinenkörner durch Entziehung der ihnen bitteren Geschmack bedingenden Stoffe zu ausgehender Verwendung geeignet zu machen, ein Gedanke, der sich bis zu den Zeiten der alten Römer zurückverfolgen läßt. Damals entbitterte man die (italienische, weiße) Lupine durch Einweichen in Meerwasser, und dieses Verfahren, zur Entbitterung der Lupine für Küdenzwecke als Leguminosenmilch, hat sich im weitesten bis zur Gegenwart in Italien erhalten, nur daß man in Ermangelung von Meerwasser Kochsalzlösungen benutzte.

In Deutschland besaßen die Entbitterungsbedürfnisse zunächst nur eine erweiterte Anwendung der Lupinenkörner als thierisches Futtermittel, zu welchem Zwecke sich bereits vor 20 Jahren der damalige hiesige Privat-Dozent für Chemie, Dr. W. Sievert, auf Veranlassung des landwirthschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen mit bezüglichen Versuchen beschäftigte. Er kam dabei zu dem Ergebnisse, daß ein Auslaugen der Lupinenkörner mit verdünnter Säure den meisten Anspruch auf eine praktisch durchführbare Entbitterungsmethode besitze. Demgemäß gibt es jetzt mehrere, auf dieses Prinzip gegründete, durch weitere chemische Zusätze (Dr. Vente: doppeltkohlensaures Natrium; Dr. Wilt: Chloralkali) komplizierter gemachte, aber nicht entsprechend verbesserte Methoden der Lupinen-entbitterung.

Wie die Dinge jetzt liegen, kommen für denjenigen, welcher auf dem neuesten Standpunkte der uns beschäftigenden Frage steht, die beiden Verfahren von Dr. Kellner, zur Zeit in Tokio, und von unserm Mitbürger, dem Apotheker und Handelschemiker Herrn F. Soltzien in Betracht; beide Verfahren sind im Laufe des verfloffenen Jahres seitens des Hrn. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. R. Kühn im hiesigen landwirthschaftlichen Universitäts-Institute einer vergleichenden Prüfung unterzogen worden, mit deren chemischem Theile der Untersuchete betraut wurde.

Bei dem etwa 7 Jahre bereits bekannten Kellner'schen Entbitterungsverfahren werden die Lupinen nach 24stündigem Einweichen in Wasser eine Stunde lang in einem gewöhnlichen Futterdampfapparat gedämpft, dann unter öfterem Umrühren und Erneuern des Wassers zwei Tage lang ausgegaut. Das Soltzien'sche Verfahren dagegen besteht darin, daß man die zu entbitternden Körner mit der dreifachen Gewichtsmenge Wasser, dem pro Centner Lupinen 10 Pfund Ammoniakflüssigkeit (10prozentiger Salmatgehalt) zusetzt, sind, 2-3 Tage quellen läßt, worauf ein 7tägiges Auslaugen mit kaltem, alle 12 Stunden zu erneuerndem Wasser folgt.

Hierauf erfordert die Entbitterung nach Soltzien mehr Zeit und Arbeit als das Kellner'sche Verfahren; während man aber zur Ausführung des letzteren eines Dampfessels bedürftig ist, ist das erstere mit den einfachsten, auch in kleinen Wirtschaften vorhandenen Mitteln: einem Faße mit einem über dem Boden befindlichen Zapfen zum Ablassen des Wassers, auszuführen.

Die bei dem Soltzien'schen Verfahren zur Anwendung kommende Ammoniakflüssigkeit kostet pro Centner Lupinen ca. 1,50 M., die Entbitterungslauge besitzt aber dafür einen entsprechenden Düngewert. Dem in letzterer Beziehung nicht zum Ausgleich kommenden Theile der Auslagen für Ammoniakflüssigkeit stehen beim Kellner'schen Verfahren die Betriebskosten des Dampfessels gegenüber.

Kurz und gut: beide Verfahren haben ihre kleinen Vorzüge

und kleinen Mängel, die sich indessen im wesentlichen ausgleichen, und es hängt mithin lediglich von äußeren Umständen ab, ob man sich im bestimmten Falle des einen oder anderen Verfahrens mit mehr Nutzen bediene, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Resultate beider Verfahren im Hinblick auf einige, zur Beurtheilung jedes Entbitterungsverfahrens ganz wesentliche Fragen annähernd die gleichen sind.

Die meisten der bis jetzt bekannten Lupinen-Entbitterungsmethoden leiden wenigstens an einem, häufig auch an einigen der folgenden Mängel: sie entbittern nicht genügend oder, falls sie dies thun, entwerthen sie das entbitterte Produkt zu sehr, oder endlich sie lassen Reste von zur Entbitterung benutzten Chemikalien in den Lupinen zurück und ertheilen somit entweder dem entbitterten Produkte nachtheilige Eigenschaften oder machen eine besondere Behandlung nöthig, um diese durch die Entbitterung zugeführten fremden Stoffe wieder zu entfernen. Hierher gehört z. B. die Neutralisirung der unter Anwendung von Säuren entbitterten Lupinen mit Soda-lauge, eine Behandlung, welche die durch die Entbitterung an sich schon bewirkten Verluste noch vergrößert.

Im Bereich des Kellner'schen und Soltzien'schen Entbitterungsverfahrens haben sich die vorzuziehenden, im höchsten künftigen landwirthschaftlichen Institute ausgeführten Versuche ergeben, daß beide Methoden die Lupinen genügend d. h. soweit entbittern, daß ein bitterer Geschmack auf der Zunge beim Zerkauen einiger Körner nicht mehr wahrnehmbar ist, daß keines der beiden Verfahren die Verwendbarkeit der entbitterten Lupinen zu Fütterungszwecken benachtheiligt, und daß diese Erfolge im weitesten auf Kosten eines, durchschnittlich zwar 25 Proc. der Trockensubstanz betragenden, aber zum allergrößten Theile nur die wertvollsten Bestandtheile der Lupinenkörner treffenden, Gesamtverlustes erkauft werden.

Mit andern Worten: das Kellner'sche und Soltzien'sche Entbitterungsverfahren haben sich in ihren Resultaten einander gleichwerthig erwiesen und sind als eine zeitlich genügende Lösung der Entbitterungsfrage zu betrachten. Es würde hier viel zu weit führen, auf die Details selbst einzugehen; wer an diesen, sowie an den daraus gezogenen Schlüssen ein besonderes Interesse hat, sei auf die, im künftigen erschienenen Heft der "Berichte aus dem landwirthschaftlichen Institute Halle" enthaltene Arbeit des Hrn. Geh. Rath Prof. Dr. Kühn verwiesen: "Die Kellner'sche und Soltzien'sche Lupinenentbitterungsmethode und die Bedeutung derselben für Erhaltung des Kulturvermögens der Lupine."

Aufgabe weiterer Arbeiten auf diesem Gebiete wird es sein, den, wenn auch weniger empfindlichen, so doch immerhin erheblichen Substanzverlust bei der Entbitterung weiter herabzusetzen: ein Schritt, welcher Hrn. Soltzien bereits bis zu einem gewissen Grade gelungen sein soll.

Verfasser dieser Zeilen hat vor mehreren Jahren versucht, aufgrund von Versetzungen italienischer Forscher, durch Gewinnung medicinal verwerthbarer alcoholischer Substanzen aus den einheimischen gelben Lupinen der Entbitterungsfrage eine andere Richtung zu geben; indessen vergeblich, da die durch Entbitterung zu entfernenden Stoffe, obgleich sie dem Gehirn und ähnlichen Arzneymitteln chemisch verwandte Substanzen sind, nach den von Dr. Robert, jetzt Professor in Dorpat, vorgenommenen Prüfungen, keine nennenswerthen Heilwirkungen besitzen.

Dr. G. Baumert.

Theilen der Saatkartoffeln.

In vielen Wirtschaften wird die Theilung der Saatkartoffeln allgemein vorgenommen und zwar zu dem Zweck, auf diese Weise einen Theil der zur Ausaat bestimmten Kartoffeln als Futter zu verwenden zu können. Es läßt sich nur nicht leugnen, daß die damit erzielte Erparnis an Saatkartoffeln eine ziemlich große ist, indeß muß betont werden, daß diese Erparnis sich nicht lohnt. Zunächst ist zu beachten, daß ein großer Theil der bedeutendsten Saatkartoffeln an Keimkraft verliert, weil die zerstückelten Kartoffeln den Einflüssen der Entbitterung und der Bodenfeuchtigkeit nicht den genügenden Widerstand entgegenbringen können, und darum leichter verfaulen, ehe sie zum Keimen gelangen. Dann wird aber auch der Ertrag des Ackers durch die Theilung der Saatkartoffeln vermindert, weil die aus halbirten Saatkartoffeln hervorgehenden Pflanzen nach den Erfahrungen nur selten so

Der Aufruf aber, den die Behörde von H. in den wenigen damaligen Zeitungen erlassen hatte, Leo Stegmüller herbeizulocken, war unbekannt geblieben. Am Graf Sorgenstein hatte man sich gar nicht gewendet, — wer wollte den Worten einer Wahnwitzigen Beachtung bemessen. Solche Wahnwitzigen hatten Carlotta tief unglücklich gemacht, sie rang ja schon schwerer als der Schande und Schmach, wegen deren man sie häßte; aber sie glaubte nicht an die Schuld der Mutter und kannte keinen größeren Wunsch, als eines Tages Licht in dieser traurigen Angelegenheit zu bringen.

So lagen die Verhältnisse, als einmal zur Winterzeit, der man freilich in Italien kaum etwas mehr, nach H. ein deutscher Professor mit seiner Gemahlin kam und Wohnung in dem Hause nahm, in dem Carlotta lebte. Die Herrschaften hatten vor kurzer Zeit eine einzige, heißgeliebte Tochter durch den Tod verloren. Als sie nun Carlotta sahen, die ihnen aufwarten mußte, fühlten sie sich grenzenlos traurig. Eine seltsame Kanne der Natur hatte die verdräute, keine Dienstwage, die arme Kamenlose, genau mit dem gleichen, lieblichen Antlitze beschenkt, das sie auch dem einzigen, verdräuteten Kinde des gezeichneten deutschen Professors gegeben. Und so bezeugend, so ergreifend wirkte diese Ähnlichkeit auf das trauernde Elternpaar, daß es sich entschloß, Carlotta aus ihrer jammervollen Existenz zu reißen und ihr endlich eine Heimath zu geben, — nicht bloß in dem geachteten Professoren, sondern auch im Herzen des edlen Baeres.

Zum erstenmale leuchtete aus über Carlotta's Leben die Sonne des Glücks. Die Professorin war übereigt, ein Weibchen zu haben, das sie lieben, für welches sie sorgen konnte. Der alte Gelehrte aber freute sich, in dem neuen Schilling bald reiche Talente zu entdecken und eine Weisheitslehre, die man bei einem Mädchen, das in so entzückenden Verhältnissen aufgewachsen, gewiß nicht genügt hätte. So machte er die frühere Dienstwage zu seiner Schülerin, nachdem Carlotta Onkla, wie die Kleine ja bisher genannt wurde, von dem Ehepaar adoptirt worden war und nun den Namen Charlotte Grönung führte, oder kurzweg Lotte Grönung.

Mit einer Freudigkeit ohne gleichen lernte das junge Mädchen alles, was der Professor ihr lehren wollte. So trieb sie Latein, Griechisch, Hebräisch, Literatur und Weltgeschichte und war in wenigen Jahren eine vollendete Gelehrte. Wohl zu ihrem Unglück; denn trotz der liebrenden Erziehung des kleinen Blauschüppchens kam es auch nicht einmal unter den vielen jungen Leuten, die das gastreiche Haus des berühmten Gelehrten besuchten, in den Sinn, um die Hand Lotte Grönung's zu werben. Siech das dummlängige, zierliche Mädchen, welches die Sprachen der Alten verstand wie die italienische und die deutsche, als Hausfrau zu denken, fiel niemandem ein. Und doch besaß Lotte ein sehnsüchtes, leidenschaftliches Herz, das auch einmal jene Sprache redete von Glück und hingebender Treue, — freilich unjenseit und unverstanden. Aber sie war nicht gestorben an dieser unverwirkelten Liebe, — ihr war das junge Herz nicht gebrochen, als sie zuhause mußte, wie der Heißgeliebte ihre liebliche Freundin zum Altar führte. Nur noch lebensfähig war

sie sich in die Arme der Wissenschaft, studirte, forschte sie mit dem berühmten Adoptivvater, der auch zugleich ihr Vater war. Noch ehe wie der Professor hatte sie dem alten Herrn von ihrer Mutter erzählt und die letzten Worte wiederholt, mit welchen auf den Lippen die Aermte geäußert worden.

"Wo ist v. Sorgenstein?" rief der alte Herr da er sprach. "Mein Gott, der Name ist mir durchaus nicht fremd. Im Gegentheil, es gab eine Zeit, in der der junge Graf und ich für die intimsten Freunde galten, trotzdem — na, Kind, die Sorgensteins haben in mancher Beziehung in sehr schlechtem Renommee, und Solo ganz besonders noch in dem eines Don Juan; sonst aber war er ein lieber Stubiengeosse und aufrichtiger Freund. Aber das kann ich dir versichern: wenn deine Mutter gesagt hat, sie sei die rechtmäßige Gemahlin dieses Sorgenstein's, so sprich sie wirklich nur im Wahninn, denn es gab keinen adelstoleranten Menschen als Solo, der lieber gestorben wäre, ehe er eine nicht Gelehrte an den Altar geführt hätte. Wenn ich nicht irre, vermählte er sich mit der Tochter eines regierenden Fürsten."

Die Zeit steht nicht still, sie birgt in ihrem Schoß ein ewiges Werden und Vergehen. Der Tod rief auch den Professor ab, seine Gemahlin folgte ihm bald, und Lotte Grönung stand wieder allein, verlassen und mittellos da. Aber sie besaß wenigstens einen Schatz des reichsten Wissens und dazu den geachteten Namen in der ganzen Stadt. Der verwitwete Adoptivvater des berühmten Gelehrten wurde es leicht, sich auch ohne Vermögen eine Existenz zu begründen. Sie überlegte aus allen Leben und toten Sprachen und erwarb sich damit so hübsche Summen, daß sie mit ihnen nicht bloß den eigenen Unterhalt bestreiten konnte, sondern auch noch manches Gute zu thun vermochte. Sie speiste und unterrichtete z. B. wie sie es im Hause ihrer unergieblichen Pflegekinder gesehen, arme Studenten, deren es in der Stadt genug gab, und die hier ohne Anhalt und unter vielfachen Entbehrungen ihren Studien oblagen.

Stuhig und sorgenlos reiste sie so für das alternde Mädchen Tag an Tag, ohne daß ihr die angestrengteste geistige Arbeit und die dahinströmende Zeit jene brennende Sehnsucht aus der Seele genommen hätte, die sie schon als Kind gepeiniget: den heißen, glühenden Wunsch, Licht in das häßliche Dunkel zu bringen, das sich noch immer um ihre Geburt hüllte.

Da eines Tages meldete ihr die alte Dienerin den Besuch eines vornehmen jungen Herrn, welcher sich jedoch, nur dem Fräulein nennen wollte, aber in wichtiger Angelegenheit kam. — Ehe Lotte nur die Lippen öffnen konnte, daß sich nach reichem Akrosen schon die Thüre auf, und eine hohe Männergestalt trat in das Gemach. Es lag etwas wahrhaft Blendendes in der Erscheinung des blonden Fremden, und wie er seine Blicke so forschend über jene kleine Dame gleiten ließ, da mußte die weltpenante, energische Lotte unwillkürlich wie ein Schilmdädchen, das vor seinem Lehrer stand, die Augen senken.

Dann aber faßte sie sich gewaltig, und zu dem Ein-

leichter und schneller Aneignung praktischer Formgewandtheit in deutsch-englischer und englisch-deutscher Handels-Korrespondenz, 16 Briefe in eleganter Mappe 2 M. Leipzig 1888. Sitzmunde & Wolfenbüttel. — Die uns vorliegenden Unterrichtsbriefe sind für den Kaufmann bestimmt; der sich in der englischen Handelskorrespondenz vervollkommen will. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser aus seiner langjährigen kaufmännischen Praxis englische Originalbriefe verwendet und in systematischer Aufeinanderfolge die in England gebräuchlichen Briefformen in reiner Handels-Englisch in den Unterrichtsbriefen zusammengestellt. Wer nur einiges Englisch versteht, ist mit Hilfe dieser Korrespondenz in der Lage, englische Geschäftsbriefe nach richtigem Gebrauche in England und America abfassen zu können. Die Ausstattung ist vorzüglich; die Briefe liegen in einer eleganten Gewandmappe, die zugleich als Einbanddeckel benutzt werden kann. Der Preis für diese 16 Briefe in Mappe beträgt nur 2 M., ein Jo niedriger, wie bei keinem andern deutschen Werk.

* General-Karte vom Westlichen Rußland nebst Theilen von Deutschen Reichs und von Oesterreich-Ungarn. Nach den neuesten Materialien entworfen und gezeichnet von F. Handke. 2. Auflage. Glogau, Verlag von Carl Flemming. 1888.

* Zippers Unterrichts-Briefe. Schnellmethode zu

getretenen aufstehend, der sich jetzt tief vor ihr verneigte, sagte sie nach einer artigen Begrüßung: „Darf ich fragen, wer mir die Ehre giebt?“ „Graf Otto Rille v. Örgenstein!“ Sie stieg einen leichten Schrei aus, und ihre Hände krampften sich um die Lehne des Stuhls, neben dem sie stand. Aber wieder beherrschte sie sich bewundernswürdig schnell, und den Gast zum Wiedererlangen nötigte, nahm sie selbst Platz. Nur um ihre Mundwinkel zuckte es noch, und die großen, dunklen Augen in dem interessantesten kleinen Gesicht hingen wie in grenzenloser Seelenangst an dem stolzen, von blondem Bart umrahmten Antlitz des Grafen.

„Ich komme im Auftrage eines tüchtigen Verstorbenen,“ sagte Otto v. Örgenstein, nachdem er sich auf den Stuhl niedergelassen, den ihm die Dame zugehoben. Dann machte er eine Pause. Gottes aufmerksamen Blicken entging es jedoch

Eine Hochgebirgsfahrt.*

Die hochinteressante Berggruppe der Geislerispitzen, wegen der mit ihrer Besteigung verbundenen sehr bedeutenden Schwierigkeiten bisher nur von einigen wenigen Touristen genommen, liegt im Nordosten der Trentiner Alpen.

Wir haben die Besteigung des fast noch jungfräulichen Saß Rigais mit 1. Aug. des vergangenen Jahres, drei Touristen mit nur einem Führer, glücklich angefangen und waren für die überstandenen Gefahren und Anstrengungen durch die Erhabenheit der großartigen Aussicht reich belohnt.

Mit dem Schloge 3 Uhr des Morgens verließen wir unter Führung des wackeren Vapisti Binaker das städtliche St. Ulrich im Grödenner Thale. Hinans ging es in die frische Morgenluft. Der herrliche Morgen versprach einen frohstigen und Binaker meinte, augenscheinlich hätten wir es sehr gut getroffen. Am Nachmittag konnte es heiß werden, dann sei aber unsere Hauptarbeit getan.

Gespenscherhaft und doch allmählich mehr und mehr in den Vordergrund tretend, hob sich die dunkle Felspyramide des Langlofel von dem leicht erhellten Morgenhimmel ab. Zu unserer Rechten erhebt sich steil und mächtig der Col della Pines, 2755 m hoch. Vor uns erhebt unser Ziel: die Gruppe der Geislerispitzen, eine impetante, vieladige Kette, die bei näherer Betrachtung in vier Abteilungen zerfällt, jede einzelne vielseitig und großartig. Die westlichste Spitze ist die Ferrada mit mehreren noch unerliegenden Höckern, vom Saß Rigais, dem höchsten Punkte (3122 m), dem wir einen Blick zu machen gedenten, durch die Mittags-scharte getrennt. Der Saß Rigais schiedet das Val della Calidres, das nördlich durch die Furchetta abgeschlossen wird vom Saß de la Porta. An diesen reißt sich das Thal Val de l'Ega, auch Mont de l'Ega — Wasserthal — mit dem Saß de l'Ega — Wasserlofel — im Hintergrunde, das die letzte Abtheilung: die Kanzel — Canzles — und den Campill-Grat — Cresto de Campille — von den vorhergegangenen trennt. Der Sattel der Forcella scheidet die Kette von der Puezgruppe.

Nach 1 1/2 stündigem Steigen auf frischen Matten erreichen wir den ersten Ruheplatz, die Ochsenhütte. Ihr Bewohner ist sofort bereit, uns zu einem Voberrunde zu versehen. Frisches, lazes Wasser und fetter Milch schmeckt er herbei. Weiden wird wieder zugesprochen. Weniger gelüftet es uns nach seinem soliden, zu Diern gebadenen Worte. Auch hier, wie im Pfifischer Thal, wird jährlich nur zweimal ge-
buden.

Der Ochsenhütte östlich gegenüber wird von der Sektion Regensburg eine Unterkunfthütte erbaut, die in der bevorstehenden Reisezeit voraussichtlich bewohnbar sein wird. Dadurch wird eine Verleijung der Geislerispitzen wesentlich erleichtert.

Beständig ist es uns nicht recht klar, wie dem stolzen Saß Rigais bezugommen sein wird. Himmelhoch anstrebend steigt die gepaltete Felsmaße senkrecht in den Rafter auf. Nicht der leiseste Vorsprung, der dem Fußte Halt zu geben vermöchte,

* Nach einem von Herrn Lehrer Eduard Schein vor den Mitgliedern der Ortsgruppe Gera des V.D. A. gehaltenen Vortrage.

nicht, daß der Graf einen schweren inneren Kampf kämpfte, ehe er sie mit dem betraute, was er zu sagen verpflichtet war. Endlich hob ein tiefer Athemzug seine breite Brust, und er begann mit leiser, vibrierender Stimme.

„Vor einem Jahre habe ich meinen Vater verloren. Auf seinem Sterbetebe nahm mir beiviele in feierlicher Weise das Versprechen ab, nach Italien zu gehen und in der Stadt N. und den sie umgebenden Ortsehaften nach dem Verbleib des Kindes einer gewissen Julia Onida zu forschen, welche im N. . . er Irrenhause gestorben sein sollte. Er gestand mir dabei mit Reue und Verzweiflung im Herzen, daß er sich gegen Julia Onida eines großen Unrechtes bewußt sei. Er bat mich auch dringend, falls ihr Kind noch lebte, zu versuchen, an ihm gut zu machen, was er an der Mutter verbrochen.“

(Fortf. folgt.)

ist von unserem augenblicklichen Standpunkte aus an ihr zu erkennen. Werden wir wirklich noch heute da oben stehen? Denn das hatten wir uns fest vorgenommen: Ans Leben sollte es möglichst nicht gehen!

Ueber ledere, aber noch von Graswuchs durchzogenes Geröll, auf dem unzählige Edelweissstern prangen, geht es ziemlich steil bergan, bis in etwa einer halben Stunde der Fuß der Kette erreicht ist. Nun hatte die Wand allerdings schon ein etwas anderes Aussehen. Vor uns öffnete sich eine enge Schlucht, eine Art Kamin bildend, welche fast senkrecht in die Höhe stieg. Mächtige Steinblöcke gliederten die Schlucht stufenförmig in verschiedene, aufeinander gestürzte Abtheilungen.

Wir machten große Augen, als Binaker ohne weiteres auf den Kamin zuschritt. Mit ziemlich bedeutender Ausstreuung wurden nun die einzelnen Blöcke abwechselnd erklimmen. Langsam, aber stetig näherten wir uns dem oberen Ausgange der Schlucht. Endlich war sie erklimmen. Eine scharf aufsteigende Anhöhe lag vor uns. Das war eine willkommene Abwechslung. Wegen der Vorderseite des Gesteins hieß es aber beim Aufwärtssteigen immerhin vorsichtig sein. Neugierig waren wir, wo Binaker nunmehr, d. h. nachdem wir den scharf geneigten Abhang hinabge erklimmen hatten, einen Schluß zu finden wissen werde, durch den wir den weiteren Aufstieg würden bewerkstelligen können. Denn vor uns lag eine himmelanstrebende, senkrecht aufsteigende Wand. Und nirgends ein Ausweg. Da gebot Binaker eine viertelstündige Rast. Es galt, die Kräfte zu sammeln, denn die Wand mußte erstiegen werden. Wir lagerten uns also, unseren Vorräthen dabei wieder zusprechend und uns labend an der schon bedeutenden Aussicht.

Zum Aufbruch mahndend befahl Binaker, das Gepäck zurückzulassen. Nur er nahm einen Theil des Mundvorraths in seinen Rucksack. Bei näherem Hinsehen bewerteten wir in der fraglichen Wand kleine, oft kaum handgroße Vorsprünge und ebensolche Einbuchtungen, Furchen und Risse. Nur — und zwar ausschließliche — mit Hilfe dieser verschwindend kleinen, winzigen Liebessteine im Gestein wurde es uns möglich, an der Wand emporzuklimmen. Langsam nur, mit Anwendung der äußersten Vorsicht, jeden Brocken des Gesteins auf seine Festigkeit prüfend, ob er auch wohl in demselben sei, das Gewicht unseres Körpers zu tragen, ob er bei einem festen Griffe unverrückbar in die Wand eingestiftet sei, hoben, schieben wir uns allmähig an der Wand empor. Von den Stützen triff der Schweiß, die Gesichtser glühten. Aber es galt, uns zur Ruhe zu zwingen, die Herrschaft über den Körper nicht zu verlieren. Jetzt kam die Waimenkraft zur Geltung. Wen jetzt eine Umwandlung von Schwäche, ein Bittern der Knie überfallen hätte — der Körper an die Felswand geklemmt, über uns der Himmel, unter uns der Abgrund — er wäre verloren gewesen. Allein jetzt erwies sich Binaker auch als wackerer Mann, als tüchtiger Führer. Mit seltener Unermüdbarkeit prüfte und bezeugnete er die Halt gebenden Vorsprünge, stieß er die Spitze seines Bergstodes in den Felsen, um unseren Füßen mit stablharren Arm sicheren Stand zu geben.

An der gefährlichsten Stelle hat der wackerer Tragsack,

seines Zeichens Bergobler in St. Ulrich und Vorhand der vorigen Tragsgruppe des Deutsch-österreichischen Alpenvereins genau die Punkte bezeichnet, an denen ein Drahtseil angebracht werden soll. Durch ein solches wird die Geislerispitze in Zukunft leichter ersteigbar.

Mehrere male mußten wir, an dem Wand hängen, mehrere Schritte ausführen, um seine Schluchten zu überwinden. Zunweilen kletterten wir im Rücken, um die besten Stellen zu benutzen. An einigen Stellen mußten die Nachfolgenden die Vorkletternden ein Stück vorrücken lassen, um von dem abdrückenden Felsstein nicht getroffen zu werden.

Endlich, endlich standen wir auf dem oberen Rande der Wand. Eine Halbe mit lederer Erde und einzelnen Grasbüscheln zog sich weiter hinauf. Das war nach der gebatben Anstrengung wohlthuernde Abwechslung. Es ging sich leicht und der Fuß hatte meistens einigermaßen Halt. Doch war die Steigung bedeutend.

Stundenlang hatten wir von unserem Ziele, von der zu ersteigenden Spitze, nichts gesehen. Jetzt kam sie wieder zum Vorschein. Aber in welcher Höhe lag sie noch über uns!

Als wir die Halbe ersteigen hatten, standen wir abermals vor einer vollkommenen Felswand von gleicher Steilheit, wie die vorher erklimmen! Hätte irgend noch ein Zweifel darüber bestanden, daß abermals ein gefährliches Stück Arbeit bewältigt werden mußte, so wäre er durch die Aufforderung Binakers, nunmehr die Alpenstiege zurückzulassen, da sie von jetzt ab beim Klettern nur hinderlich seien, sehr vollständig beseitigt. Also nicht einmal die Stöße, die doch jedoch noch die wichtigsten Dienste geleistet! Wir kamen uns vor wie Kavalleristen, denen im wilden Kampfe Mann gegen Mann die Pferde unter die Füße erschossen werden. Allein was half! Der Vorste ihm Oberbefehlshaber. Seinem Befehle hat sich alle zu beugen! Woßlan denn!

Aufs neue begann ein furchtbares, halbbrechendes Klettern. Eine volle Stunde dauerte dasselbe. Wie die Wauerlöwen hingen wir zunweilen an der Wand. Und auch dieses Stück Arbeit wurde geleistet ohne Unfall. Wir hatten gar keine Zeit zum Schwelgen zu werden! Unsere geistige Potenz konzentrierte sich in aller Ausschließlichkeit auf das Klettern.

Nachdem noch eine Anzahl von Felsblöcken erklimmen und ein schmaler Grat überbritten war, standen wir gegen 9 Uhr vormittags auf dem Gipfel. In den Schichten rundum lag massenhaft blinder Schnee. Die Sonne hatte sich längst über die Faden der Sella-Gruppe erhoben und tauchte die fernsten Gebirgsgruppen in Glanz und Gluck. Ein überwältigender, zauberhafter Anblick! Wohin wendet sich der bezaubernde Blick zuerst? Wahren nach den bedeutenden Anstrengungen des Aufstiegs? Welch ein Gebanke! Das gebannte Auge schwehelt! In ihm allein sammelt sich in diesen Augenblicken der innere Reiz!

Längere Zeit verging, ehe wir all die Pracht, die des Schöpfers Almacht weit hinaus in die Länge nach allen Seiten vor uns aufgebaut, ruhigeren Mutet zu über schauen vermochten. Hin nach den fernsten Gletschern, auf denen es unter dem Glanze der Vichstufen der Vormittagssonne leuchtend, funkelnd, blizend, sprühend anzutreffen wie von Myriaden in allen Farben des Spektroms erglühenden Strahlenbüscheln, schwehelt der entzückte Blick, um dann immer und immer wieder zu den lieblichen Bildern der nächsten Umgebung zurückzukehren.

Nordwärts erheben sich die alten Bekannten der Zillerthaler Gruppe: Hochfeiler, Turnerkamp, Kößler, Schwarzstein mit ihren schneebedeckten Dächern. Nordöstlich tritt die Rieserfernergruppe mit dem Hochgall und Wildgall hervor, hinter denen die hohen Tauern mit Großvenediger und Großglockner sichtbar werden.

Ostwärts treten die Dolomitalpen mit dem Monte Cristallo und dem Monte Cristallino auf und legen sich, in der imposanten Warmolada endigend, nach Südosten fort. Rechts von dieser erheben sich, leuchtend in goldenem Glanze, die Häupter der Primiergruppe: Simon di Pala und Pala di San Martino, denen sich die Trentiner Alpen anschließen.

Am Südwesten treten dann die Girsichen der Adamello- und Presanella-Gruppe auf. Ihnen folgen die Ortler, Deßbaler und Zumberger Alpen. Wabersich eine städtliche Anzahl hoch- und höchstliegender Herren!

Doch — auch in die nächste Tiefe werden unsere Blicke gelenkt! Ganz besonders fest ist das wunderbarliche Will-nößthal. Einem bunten Teppich gleich liegt es in bedeutender Tiefe zu unseren Füßen. Sein höchstgelegener Ort, St. Peter — 1147 m über dem Meere — liegt reichlich 2000 m unter unserem Standpunkte und ist doch nur ein paar Stunden entfernt. Wie bunte Blumen sind die fremdbildigen Dörfer mit ihren roten Dächern und leuchtend-rothen Kirchen, die gelben Streifen der Gärten in das laulige Grün der Wiesen, Matten und Älmen eingewebt. Die zahlreichen Straßen und Liebergänge gliedern wohlthuernd das Ganze.

Eine und eine halbe Stunde verweilen wir beim herrlichsten Sonnenschein auf der Spitze. Auch dem Morgen wurde sein Recht und ebenso wurden die in einer Sachkenntnis aufbewahrt, gut erhaltenen Wintskarten der früheren Besteiger einer Müherung unterzogen. Aus denselben ging hervor, daß unsere Besteigung des Saß Rigais die 8. gewesen ist. Noch nie aber hatten drei Touristen mit nur einem Führer das Wagnis ungeschädigt. Die erste Besteigung erfolgte 1878. Ist das Drahtseil angebracht und die herrliche Aussicht bekannter geworden, so wird die Zahl der Besucher der Geislerispitze voraussichtlich eine rasche Steigerung erfahren.

Binaker mochte zum Aufbruch. Noch einmal rühte unser Blick auf dem entzückenden Naturgemälde. Dann begannen wir den Abstieg. Dabei wurde die wichtigste Frage: „Ist es zweckentlicher, das Gestein nach vorn gerichtet zu klettern, oder dasselbe der Wand zuwenden?“ gleich einer Prüfung in praxi unterzogen. Das Richtige dürfte im Wechsel liegen. Gelangten wir an eine ganz senkrecht abfallende Stelle, so kletterten wir rückwärts, d. h. das Gesicht nach der Wand gerichtet. Reigten sich Abfälle, so zogen wir vor, der Wand den Rücken zuzuwenden und die Rückseite des Körpers mit in Aktion treten zu lassen. Freilich geriet dabei die Befestigung in Verdrängung. Allein in der Ochsenhütte fand sich Rath. Bereitwillig botte der Geme Nadel und Zwirn herbei. Und was für Heil! Jedem halbwichigen Vnterschen konnte sich verleihe ebenbürtig an die Seite stellen. Ein vollenbetes Mundstübevorbande wurde angefertigt und der Seilzug an der Brüstung des Ritters befestigt mit Unterarmstütz auf der Brüstung des Ritters. Und was für Arbeit! Da lernt man noch den Werth einer echten Handarbeit schätzen! So etwas bringt keine Nähmaschine fertig! Als nach der Mittagspause St. Ulrich die Kleidung gewechselt werden sollte, stand ich da wie ein Ankläner, bei dem von der Halsbinde bis zu den Knöcheln alles ein Kleidungsstück ist. So solid war das Jägerhemd mit angehängt.

Der gebatben Eindrucke voll saßen wir am Abend fröhlich und wohlgenuth an der Wirtshausel im „Rößl“ zu St. Ulrich. Ein junger, etwas blauer Herr, der am vergangenen Abend entfernter von uns gesessen, hatte neben uns Platz genommen und fragte uns über die Besteigung eingehend aus. Da er dabei etwas angesetzt bescheidenen Ton anstimmte, so nahmen wir, wie auch nach seinem sonstigen Schweben, an, daß sich gewisse mit Hochtonen noch wenig befaßt habe und führten ihm die Befestigung mit wichtiger, ausführlicher Bechaltigkeit. Der junge Herr war ganz Ohr. Die Unterhaltung gestaltete sich immer interessanter und wir merkten wohl, daß der Herr doch wohl des öfteren schon in den Alpen gewesen sein müßte. Als er sein Zimmer aufsuchte, fragten wir die Kassierin:

„Kennt, wie heißt denn eigentlich der Herr, der eben hier gesessen?“

„Dös? Dös ist halt der Herr Dr. Otto Sigmondhy aus Wien gewesen!“

Da fiel es uns wie Schuppen von den Augen.

H. Meißner.

